

Zeitschrift: Badener Neujaarsblätter
Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden
Band: 3 (1927)

Artikel: Baden in vorgeschichtlicher Zeit
Autor: Pfyffer, Ivo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-320288>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

du dann? — A. Ohne Anmassung für irgend etwas. — L. Nun, ich will sehen, was du anbringst. — A. Wie lange? — L. Auf drei Monate. — A. Mehr will ich nicht. — L. Also auf Wiedersehen! — A. Auf künftigen Donnerstag, will's Gott."

Baden in vorgeschichtlicher Zeit.

Jojo Pfiffer.

Die anmutige Sage von der Entdeckung der Heilquellen in Baden beim Auszuge der Helvetier nach dem schönen Südgallien im Jahre 58 vor Christus trägt doch allzusehr den Stempel einer späten gelehrten, vielmehr halbgelehrten Erfindung an sich, als daß man ihr irgendwie geschichtlichen Wert beilegen könnte. Schon der innere Widerspruch verbietet das. Woher haben Sigawin und Ethelfried, wenn sie doch helvetischen Stammes sind, ihre schönen, rein deutschen Namen? Die Helvetier waren Kelten, deren Sprache der der Römer näher steht als der deutschen. Die Namen selber zeigen deutlich symbolische Bedeutung: er, der den „Sieg gewinnt“, erringt damit den „edlen Frieden“. Sodann berichtet Cäsar, der Überwinder der Helvetier, daß diese bei ihrem Auszuge 12 Städte und 400 Dörfer niederbrannten. Das Land war also ordentlich dicht bevölkert. Und da sollen die warmen Quellen im Limmattale, wo zu allen Zeiten die wichtigsten Verkehrswege vom Westen der Schweiz nach dem Osten durchgingen, noch im gänzlich unbekannten Urwald gelegen haben? — Bis in die neueste Zeit wußte man von der ältesten Geschichte unseres Landes nur das, was die Römer berichtet haben; man wußte, daß vor ihrer Herrschaft Kelten da lebten: also schrieb man alles Alte den Römern oder Kelten zu. Was man nicht wußte, existierte auch nicht.

Im Jahre 1907 fand man in St. Moritz im Engadin eine uralte Quellsfassung: zwei große, aufrecht stehende Holzlöhren, umgeben in geringem Abstand von zwei ungefähr rechteckigen hölzernen Umfassungen, deren Zwischenräume mit fest-

gestampftem Lehm ausgefüllt waren; alles war mit sehr primitiver Technik erstellt, immerhin zweckentsprechend und dauerhaft, denn mehr als 3000 Jahre hat diese Fassung ihren Dienst erfüllt und das heilbringende Wasser aus dem tiefern Grunde zum bequemeren Gebrauch heraufgeführt. Zuunterst in den Holzröhren fand man zwei Vollgriffschwerter, ein Schwertstück, einen Dolch und eine sehr lange Nadel; diese Gegenstände, die aufrecht im Boden steckten oder lagen, waren aus Bronze gefertigt, offenbar als Weihgaben niedergelegt worden, wie man das sehr häufig bei Heil- und anderen Quellen findet. Sie zeigten die Formen der sog. jüngern Bronzezeit, welche in die Zeit von 1200 bis 800 vor Christus angesetzt werden muß. Dazu stimmt auch die Technik der ganzen Anlage. Abseits stand eine dritte ähnliche Röhre, die noch viel älter war. Damit ist festgestellt, daß das Stahlwasser von St. Moritz in sehr früher Zeit, wahrscheinlich schon in der Steinzeit bekannt war und von den Menschen benutzt wurde, daß dieses hochgelegene Alpental schon vor Jahrtausenden von Menschen mindestens im Sommer dauernd bewohnt war.

Es ist selbstverständlich, wenn auch direkte Beweise durch solche Funde nicht vorliegen, daß die warmen Quellen von Baden, die sich ja besonders im Winter weithin bemerkbar machen mußten, in ebenso früher Zeit benützt worden sind. Gerade ihr viel häufigerer Gebrauch, der späterhin immer wieder zu Um- und Neubauten führte, mag schuld sein, daß eine solche alte Anlage wie in St. Moritz nicht gefunden wird. Das darf also weiter nicht auffallen.

Der Ursprung von Baden fällt also keineswegs in römische Zeit, wenn schon der älteste überlieferte Namen unseres Ortes ein lateinischer ist: Aquae. Wir wissen jetzt, daß unser Land Jahrtausende vor der römischen Herrschaft bewohnt war und mannigfaltige Schicksale erlebt hat. Wir sehen jetzt den langen Weg, den die Menschen zurücklegen mußten, bis sie im schweren Kampfe endlich die Herrschaft über die Natur errungen hatten, bis sie durch Erfindungen aller Art endlich die Existenz geschaffen haben, deren wir uns heute erfreuen. Seitdem man durch die Auffindung der Pfahlbauten bei Mei-

len am Zürichsee im Winter 1853/54 bei außerordentlich niedrigem Wasserstande auf diese Vorzeit der Menschheit aufmerksam wurde, hat man in unserm Lande der Erforschung dieser frühen Perioden die größte Aufmerksamkeit geschenkt, hat überall den Spaten angelegt, um dem Schoß der Erde Zeugen längst vergessener Kulturen zu entreißen; man hat überall Museen mit Funden, mit Waffen, Werkzeugen, Schmucksachen angefüllt, die uns ein immer deutlicher werdendes Bild der Lebensweise, der allmählich erfolgenden Entwicklung der Urzeit geben.

Die Funde sind so zahlreich, daß man sich auch füglich fragen darf, warum denn die Menschen nicht schon längst auf diese Dinge aufmerksam geworden waren. Tatsächlich hat man auch in früheren Jahrhunderten viele solche Gegenstände gefunden, aber man war in der Kenntnis der Natur und Geschichte noch nicht so weit gekommen, um sie richtig deuten zu können. Der römische Naturforscher Plinius, der beim Ausbruch des Vesuvus im Jahre 79 nach Christus ums Leben gekommen ist, berichtet: „Es gibt zwei Arten von Donnerkeilen, eine schwarze und eine rote; beide sind Arten ähnlich. Die schwarze hilft zur Wegnahme von Städten und ganzen Flotten. Man nennt sie Bätyle, wenn sie rund sind: die länglichen heißen eigentliche Donnerkeile. Eine dritte Art wird von den parthischen Magiern eifrig gesucht, aber sie findet sich nur an den vom Blitz getroffenen Orten“. Plinius wirft hier ganz verschiedene Dinge zusammen: die sog. „Donnerkeile“, in unserm Volke oft „Teufelsfinger“ genannt, die aus dem Tierreich, von den Belemniten, stammen, also Versteinerungen, Petrefakten, sind; dann die Steinbeile oder Steinärte, die Artefakte, d. h. von Menschenhand zum Gebrauche geschaffene Gegenstände sind, und endlich die sog. Blitzröhren, vom Blitz geschmolzene und verglaste Gesteine, wie sie in baumlosen Ebenen oft entstehen. Unser Volk betrachtet sehr oft jene Überreste von Belemniten als solche Blitzsteine, und in bewaldeten Gebieten, wo der Blitz die Bäume spaltet, entsteht auch leicht die Vorstellung eines mit der Art bewaffneten Donnergottes. — Man konnte also nicht unterscheiden, sah nur die

sonderbare Form, einen außerordentlichen, d. h. für die Menschen früherer Zeiten wunderbaren Ursprung und vermutete deshalb auch geheime Kräfte in diesen Dingen, die man ausnützen wollte.

Später gab es oft noch ganz unrichtige Deutungen von Funden der Vorzeit, die uns beim heutigen Stand der Kenntnisse freilich lächerlich erscheinen: so wenn man die in Reiden im Jahre 1577 gefundenen gewaltigen Knochen des Mammuts, eines längst ausgestorbenen, damals ganz unbekannten Tieres, in Luzern als die Knochen eines Riesen ausstellte, da tatsächlich einzelne Knochen dieses Tieres menschlichen sehr ähnlich sind; oder wenn der berühmte Zürcher Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer im Jahre 1723 das am Bodensee ausgegrabene Skelett eines heute in einer verwandten Art nur in Japan vorkommenden Riesensalamanders als Rest eines Menschen, des Zeugen der Sündflut, erklärte.

Erst mußten viele Vorbedingungen erfüllt sein, die Erforschung der Natur und der Geschichte weiter vorgeschritten sein, bis sich die richtige Erkenntnis Bahn brechen konnte. Das geschah mit der Entdeckung der Pfahlbauten, die gewaltiges Aufsehen erregte und sofort eine neue geschichtliche Forschungsmethode, die Wissenschaft des Spatens schuf, welche rasch große Erfolge zeitigte. Leicht ist es allerdings nicht, mit dem Spaten Kultur, Geschichte, Lebensweise der Menschen, was wir ja am ehesten kennen lernen möchten, aus der Erde herauszuholen. Viele Hunderte von Dingen, Funde aus weit auseinanderliegenden Gebieten, genaue Kenntnis der Lebensweise heutiger primitiver Völker müssen zusammenwirken, bis endlich ein anschauliches Bild entsteht. So müssen wir auch, um die älteste Geschichte Badens einigermaßen zum Leben zu erwecken, alles benützen, was wir hier gefunden haben, aber zur Ergänzung und zur Deutung der Funde alles das zu Hülfe nehmen, was uns von anderswo zur Verfügung steht.

Man übersieht heute die Entwicklung großer Zeiträume ziemlich gut und kann bekanntlich mehrere Perioden unterscheiden, die man nach dem Material, aus dem vorherrschend die Werkzeuge hergestellt wurden, als Stein-, Bronze- und Eisenzeit bezeichnet.

Die Steinzeit, die sicher sehr lange gedauert hat und ganz deutlich wieder in zwei Perioden zerfällt, eine ältere, paläolithische, und eine jüngere, neolithische, führt uns in eine Vergangenheit zurück, wo unser Land von Gletschern bedeckt war, die von den Alpen her sich über das Mittelland und den Jura ausbreiteten. Das war die Eiszeit, das Diluvium. In den Aargau reichten von Westen her der Aare- und Rhonegletscher, von Süden und Osten der Reuß-, Linth- und Rheingletscher. Unser Limmatthal war auf seiner rechten Talseite vom Linthgletscher, der zeitweilig auch die Lägern überflutete, bedeckt; die andere Seite gegen Dättwil lag unter dem Reußgletscher, der die erratischen Blöcke aus Gotthardgranit, die sog. „Geißberger“, herbrachte, während für den Linthgletscher besonders die rötlichen Sernifite aus dem Glarnerland charakteristisch sind. End- und Seitenmoränen, die man bei Würenlos, Spreitenbach deutlich sehen kann, die sog. Dedenshotter, Terrassenbildungen, Erosionen durch die gewaltigen Schmelzwasser der zurückgehenden Gletscher, die unsere Täler bildeten und die warmen Quellen bei Baden zum Aufschluß brachten, sind Zeugen dieser Vergletscherung, die aber nicht ununterbrochen dauerte. Es gab mindestens eine längere Zwischeneiszeit mit warmem Klima und reichem Pflanzenwuchs, von dem die Schieferkohlen der Kantone Zürich und St. Gallen herkommen.

Im westlichen Frankreich, das nicht vereist war, lebte schon in dieser Diluvialzeit der Mensch. Bei uns war das während der eigentlichen Vergletscherung natürlich nicht möglich; aber durch Funde in der Wildkirchlihöhle, im Drachenloch ob Bättis, in der Wildmannlihöhle am Selun, in Cotencher im Neuenburger Jura ist nun die Existenz des Menschen in unserem Lande in der letzten Zwischeneiszeit sicher festgestellt. In diesen Höhlen findet man neben sehr vielen Knochen des gewaltigen Höhlenbären auch Artefakte, einfache Werkzeuge, die aus Quarziten (Kieselsteinen) herausgeschlagen sind. Offenbar war das tiefere Land damals überall mit dichtem Urwald bedeckt, die Menschen suchten deshalb ihre Wohnstätten in einer Höhe von 1400 bis 2400 Meter, d. h. an der oberen

Waldgrenze, wo sie bei dem damals herrschenden warmen Klima gewiß ganz angenehme Verhältnisse fanden. Von diesen Menschen und ihrer Kultur, die man das älteste „alpine Paläolithikum“ nennt, ist in unserm Limmattale jedenfalls nichts zu finden.

Dieser ersten Besiedelung der Alpenländer macht die letzte Vergletscherung ein Ende, und erst nach dem endgültigen Rückzuge der Gletscher konnte eine neue Besiedelung stattfinden, unter Verhältnissen, die von den heutigen sehr stark abweichen. Das Klima war noch lange sehr kalt, demgemäß Pflanzenwuchs und Tierwelt, wie sie heute hoch auf den Alpen sind oder draußen im Norden in den Tundren: Zwischen vielen Seen und Wassertümpeln wuchsen Moose, Flechten, Zwergbirken und andere Krüppelsträucher. Zahlreiche Rentierherden weideten da. Es gab ferner heute ausgestorbene Tiere, oft von sehr beträchtlicher Größe: Das Mammut, *Elephas primigenius*, das die doppelte Höhe des indischen Elephanten erreichte und große stark gebogene Zähne hatte; der Moschusochse, das Urrind, *Bos primigenius*, das Nashorn u. a. Rentiergeweihe und Knochen des Urrindes hat man vor wenigen Jahren in einer Riesgrube bei Turgi gefunden; Knochen des *Mammutes* im Hasel bei Baden und im Wehntale, Zähne derselben in Zurzach. Auch der Höhlenbär, *Ursus speläus*, ein mächtiges Tier mit 3 bis 4 Meter Länge und 1,5 Meter Höhe existierte noch und der Höhlenlöwe.

Die Menschen dieser Zeit waren Rentierjäger, deren Spuren in Höhlen, im Keßlerloch bei Thaingen, im Schweizerbild bei Schaffhausen und neuestens auch am „Bönistein“ bei Zeiningen gefunden worden sind. Bei den Ausgrabungen im Jahre 1925/26 fand man an letztgenanntem Orte Mammut- und Rentierknochen neben Werkzeugen aus Silex (Feuerstein) in Formen, die man nach einem französischen Fundorte das Magdalenien nennt. Damit ist der altsteinzeitliche Mensch auch für den Aargau nachgewiesen. Aus dem Limmattale sind Einzelfunde in ziemlicher Anzahl bekannt: eine Lanzenspiße vom Kurhausplatz in Baden, eine Pfeilspitze aus der „Scharte“ bei Ennetbaden, ein Feuersteinschaber aus dem Altenburg bei Wettingen — die Schaber dienten zur Herrichtung der Tier-

felle zu Kleidern und Decken —; in Birmenstorf wurde 1916 ein schönes Feuersteinmesser aus weißem Silex gefunden.

An Werkzeugen, bei deren Herstellung der Urmenſch ſich ſchließlich große Fertigkeit erwarb, hatte man noch Sägen, Bohrer und Meißel; natürlich benützte man auch Knochen von Tieren und Holz zu mannigfachen Zwecken. Tierzähne und durchbohrte Muſcheln werden als Schmuck angehängt.

Die Tundra wird ſpäter von der Steppe verdrängt, der Menſch jagt jetzt das Wildpferd; und wie dann der Wald folgt, wird er zum Hirschjäger. Dieſe Periode wird nach einem Fundort in den Pyrenäen, Mas d'Azil, das Azilien benannt. Die Funde in der Schweiz ſind ſehr ſpärlich; in Höhlen in der Umgebung von Baſel hat man Ueberreſte gefunden, beſonders die charakteriſtiſchen runden, glatten, mit merkwürdigen Zeichen bemalten Kieſelſteine, die man in großen Mengen ſammelte.

Uebrigens darf man ſich die Menſchen dieſer ältern Steinzeit nicht als eigentliche Höhlenbewohner vorſtellen, wenn wir auch ihre Reſte meiſt in Höhlen finden. Sie ſind eben anderswo weniger erhalten geblieben. Höhlen bildeten für ſie zeitweilige Zufluchtsorte, etwa im Winter, dann Wohnſtätten für Frauen und Kinder, die Nahrung aus der Pflanzenwelt, Beeren, Früchte und Wurzeln ſammelten. Die Männer aber, die ihren Lebensunterhalt, Nahrung, Kleidung und viele Werkzeuge nur durch die Jagd gewinnen konnten, ſchweiften den Tieren nach und wohnten unter Zelten aus Fellen. Man hat auch in Ebenen, in Lößgebieten meiſtens, paläolithiſche Wohnſtätten gefunden; der Moosbühl bei Moosseedorf im Kanton Bern war eine ſolche „Freilandſtation“.

Zwiſchen der ältern und jüngern Steinzeit zeigt ſich eine ſcharfe Kluft: dort die einfachſte Kultur der Nomadenvölker mit Feuerſtein- und Knochenwerkzeugen und eine arktiſche Fauna; hier unſere heutige Waldſauna, ſeßhafte Menſchen mit Viehzucht und Ackerbau, mit einer entwickelteren Technik der Steinwerkzeuge, dem Steiſchliff, und mit Kenntnis der Töpferei. Man hat die Erklärung hieſür früher in einem ſchroffen Wechſel der Bevölkerung geſucht, im Eindringen einer neuen Raſſe, welche die frühere unterworfen und vernichtet hätte.

Heute erkennt man als Hauptgrund bedeutende Klimaschwankungen, über die uns Forschungen der Botaniker Kenntnis verschafft haben. Nach der Vergletscherung war das Klima noch lange recht kalt, wurde allmählich wärmer, wodurch die Tier- und Pflanzenwelt sich änderte: Tiere und Pflanzen der kalten Zeit zogen sich in die Hochalpen zurück, so das Murmeltier, die Gemse, der Steinbock, die Zwergbirke u. dgl.; das Rentier aber wanderte nach dem Norden, und mit ihm der Rentierjäger, dessen Existenz mit jenem zusammenhing. Vielleicht sind die heutigen Eskimo die Nachkommen jener ältesten Bewohner unseres Landes.

Es kam eine Periode mit einem verhältnismäßig sehr feuchtwarmen Klima, unter dessen Einfluß sich Mitteleuropa mit undurchdringlichem Urwalde bedeckte, in dem Menschen nicht existieren konnten. Die Schweiz war wahrscheinlich für längere Zeit nicht besiedelt. Da werden die offenen Küstengebiete an der Nord- und Ostsee, wo man riesige Massen von Resten vorgeschichtlicher Kultur gefunden hat, von größter Bedeutung. Hier werden wichtige Fortschritte gemacht: es kommt das erste Haustier, der Hund, es kommt der Getreidebau, der den Menschen von den Zufällen der Jagd unabhängig macht; es kommt das älteste Beil und die Töpferei. Als dann in einer folgenden trockenwarmen Periode der Urwald sich lichtetete, konnte auch die Schweiz wieder, jetzt zum drittenmal und bleibend, besiedelt werden, und jene Errungenschaften kommen auch zu uns. Es scheint, daß zuerst von Westen her Leute vordrangen, deren Kultur durch die kleine einräumige Zelt- hütte mit schrägen geflochtenen Wänden und durch das schwere Rundbeil ausgezeichnet ist. Dann aber kommen die nordischen Menschen, charakterisiert durch das Rechteckbeil und das rechteckförmige, stets zweiräumige große Haus mit aufrechtstehenden Wänden. Und nun entsteht in der Schweiz unter günstigen Verhältnissen eine sehr hoch entwickelte Kultur, die man als „Pfahlbaukultur“ bezeichnet.

Jetzt sind wir bei der Zeit angelangt, wo die Menschen nach herkömmlicher Auffassung ihre Wohnungen draußen auf dem Wasser hatten, wo sie in eigentlichen Dörfern auf unsern

Seen lebten. Das könnte auf den Gedanken führen, daß diese Zeit mit ihrer reichen Kultur für unser Limmattal gar nicht in Betracht falle. Da müssen wir für einen Augenblick bei diesen „Pfahlbauten“ verweilen. Als man sie, wie erwähnt, im Winter 1853/54 bei Meilen entdeckte, erregte die Vorstellung, die Menschen hätten jemals ihre Häuser draußen im Wasser gebaut, allgemeinen Zweifel und Widerspruch. Doch fand man bei Herodot, dem griechischen Geschichtschreiber, der im 5. Jahrhundert vor Christus lebte, eine reizende Schilderung der Pfahlbauten im See Prasias in Makedonien: „Mitten im See stehen zusammengefügte Gerüste auf hohen Pfählen und dahin führt vom Lande nur eine schmale Brücke. Und die Pfähle, auf denen die Gerüste ruhen, richteten in alten Zeiten die Bürger insgemein auf; nachher aber machten sie ein Gesetz, und nun machen sie also: für jede Frau, die einer heiratet, holt er drei Pfähle im Gebirge und stellt sie unter; es nimmt sich aber ein jeder viele Weiber. Sie wohnen aber daselbst auf folgende Art: Es hat ein jeder auf dem Gerüst eine Hütte, darin er lebt, und eine Falltür durch das Gerüst, die da hinuntergeht in den See. Die kleinen Kinder binden sie bei einem Fuß an mit einem Seil, aus Furcht, daß sie hinunterrollen. Ihren Pferden und ihrem Lastvieh reichen sie Fische zum Futter. Deren ist eine so große Menge, daß wenn einer die Falltür aufmacht und einen leeren Korb an einem Strick hinunterläßt in den See und zieht ihn nach kurzer Zeit wieder herauf, so ist er ganz voll Fische.“ — Nach dieser Schilderung sind alle ältern Bilder und Modelle unserer schweizerischen Pfahlbauten erstellt, die wie wir sehen werden, durchweg unzutreffend sind. — Man fand in der Poebene, in Nord-Deutschland, auf uralten ägyptischen Abbildungen, in Amerika zur Zeit des Kolumbus, in unserer Zeit in der Südsee, auf Celebes Pfahlbauten, sodaß man sie schließlich als etwas Selbstverständliches betrachtete, was in einer bestimmten Entwicklungsstufe überall und zu allen Zeiten vorkomme.

Schwierigkeiten bot doch die Frage nach dem Grund dieser Wassersiedlung. Was man immer zunächst anführt: Schutz vor wilden Tieren und Feinden, ist gar nicht stichhaltig. Früher

als in unserm Lande wirklich schrecklich wilde Tiere wie der Höhlenbär hausten, lebten die Menschen nicht auf dem Wasser. Und jetzt, wo die Tierwelt so ziemlich der heutigen entspricht, wo die Bevölkerung zahlreicher ist, bessere Waffen und feste Häuser hat, mußte sie sich sicher nicht auf das Wasser flüchten, das im Winter, wenn die seichter Stellen zugefroren waren, keinen Schutz bot. Schützen mußte man vor den wilden Tieren Garten und Acker, doch die konnte man nicht mit auf das Wasser nehmen.

Bei der heutigen genauern Forschung, bei der man nicht nur möglichst viele Gegenstände für die Sammlungen erbeuten will, sondern die Lebensweise und die Siedlungsverhältnisse wirklich feststellen möchte, hat man gefunden, daß die Hütten nie auf einem gemeinsamen Boden standen, wie es Herodot schildert, sondern, daß jede Hütte auf eigenen Pfählen für sich ruhte, daß die Pfähle oft durch eine Torfschicht getrieben sind und daß häufig unter der Fundschicht eine Torfschicht liegt, die nicht unter Wasser entstanden sein kann; die Pfähle sind auch nie so lang, daß sie über den Wasserspiegel emporreichen konnten. Dann gibt es Hütten ganz ohne Pfähle; war der Boden trocken und fest, legte man den Hüttenboden unmittelbar darauf. Pfähle wurden auch oft erst nachträglich eingetrieben, um den Hüttenboden festzumachen und den Wänden und dem Dache Halt zu geben. Man hat ferner viele Landansiedelungen, fern von den Seen gefunden. Man ist jetzt allgemein der Ansicht, daß diese Pfahlbauten ursprünglich nicht im Wasser standen, sondern am sandigen oder moorigen Ufer. Bei dem damaligen trockenwarmen Klima lag der Spiegel unserer Seen bedeutend tiefer als heute, in der neolithischen Zeit etwa zwei Meter und in der folgenden Bronzezeit sogar drei Meter tiefer. Daß man sich damals — wie übrigens heute auch noch — mit Vorliebe an einem See dicht am Ufer, oder auch in Moor-Gebieten ansiedelte, hat seinen Grund darin, daß man hier offenes Land, mit Licht und Luft fand, daß die Gewässer die einzigen Verkehrswege waren, daß Rodungen hier am leichtesten vorgenommen werden konnten. Eine Folge der zunehmenden Trockenheit war die Anlage der spätern Pfahlbau-

siedelungen weiter im See draußen. Und immer zahlreicher wurden die Landsiedelungen. Schon bei der Entdeckung der ersten Pfahlbauten bei Meilen war die Ansicht geäußert worden, man habe durch die Einsenkung der vielen Pfähle ein Stück Land hart am Rande des Sees vor dem Andrang der Wellen sichern wollen, um auf festen trockenen Boden Wohnungen errichten zu können.

Eine spätere Wandlung des Klimas, die allmählig zunehmende Niederschläge brachte, bereitete diesen Pfahlbausiedelungen ein Ende, meistens plötzlich durch eine Hochwasserkatastrophe. Dabei wurden zahlreiche Reste vom Wasser bedeckt und uns so erhalten, während die Landsiedelungen, da hier in den folgenden Jahrhunderten immer wieder Menschen wohnten und bauten, und Funde verschleppten, viel weniger Spuren hinterlassen haben. Immerhin gibt es eine Ansiedlung mit dieser neolithischen Pfahlbaukultur im Limmattal bei Unter-Siggental. Am Rande der Hochterrasse ob dem Dörfchen Ober-Siggingen, am Wege gegen das „Moos“, fand sich in einer Tiefe von etwa 80 Centimeter eine bis 40 Centimeter dicke schwärzliche Erdschicht, die sich 25 Meter weit erstreckte. Darin kamen Herdplätze, Kohlen, Knochen, Steingeräte und Schaber zum Vorschein. Messer, Schaber und Spitzen waren aus Feuerstein und Jaspis, aus einem andern harten Gestein ein scharf zugeschliffenes Beil, und aus der Ulna eines Rindes ein Dolch angefertigt. Zahlreich waren Scherben, in tiefern Schichten von grobem Geschirr mit ein Centimeter dicken Wänden, in höhern Schichten von feinerem mit Verzierungen. — In den letzten Jahren wurden im Birstal, auf dem Bruderholz bei Basel mehrere solcher neolithischen Freilandstationen sorgfältig untersucht.

Am häufigsten findet man schön geschliffene Steinbeile aus hartem Gestein, aus Nephrit und Jadeit, grünen oder grünlich-grauen, sehr dichten und sehr zähen Mineralien. Ein solches Beil wurde in eine Hirschhornröhre gefaßt und damit im Holzschaft befestigt.

Man hat in Baden Steinbeile im Jahre 1872 auf dem Kurhausplatz gefunden, dazu auch Steinmeißel und Stein-

wirtel; im Jahre 1874 fand sich beim Abbruch des Hauses zum schwarzen Bären wieder ein Steinbeil, im Jahre 1886 kamen verschiedene Steingeräte zum Vorschein. Funde von Steinbeilen wurden weiter in Ennetbaden, Birmenstorf, Dätwil und Münzlishausen, in Mägenwil, Stetten, in Wettingen in den Rebbergen gemacht; in Würenlingen fand man bei der Mühle eine schöne Steinart aus Serpentin, in Würenlos einen Steinhammer, in Billmergen im Jahre 1916 ein sehr schönes Steinbeil aus dem seltenen Chloromelanit.

Die Pfahlbauer hatten einen einfachen Pflug und pflanzten Getreide, das man in großen Gefäßen aufbewahrte. Man bereitete aus Hirse, Gerste und Weizen Brei und Gladen, die auf heißen Steinen gebacken wurden. Wichtig war die Herstellung von Geweben und Stoffen auf aufrechtstehenden Webstühlen; man flocht Netze zum Fischfang. Als Schiffe dienten Einbäume, mit dem Steinbeil unter Zuhilfenahme des Feuers ausgehöhlte Baumstämme.

Als Werke größerer gesellschaftlicher Verbände betrachtet man die Refugien, die Fliehburgen. Natürlich geschützte Plätze, schwer zugängliche Berggipfel wurden künstlich befestigt, mit Wall und Graben, mit Palissaden und undurchdringlichem Dornestrüpp umgeben; hier fand man für sich und seine Habe bei feindlichen Einbrüchen einen Zufluchtsort. Ein solches Refugium zeigt ganz deutlich der Kreuzliberg, der oberhalb des Teufelstellers von der übrigen Bergkette durch eine Einsenkung mit Doppelwall und dreifachem Graben abgeschnitten ist. — Ein ähnliches Refugium findet sich auf dem Lehnstudhau bei Rillwangen; es ist dies eine dem Heitersberg vorgelagerte kegelförmige Bergspitze mit rings sehr steil und tief abfallenden Wänden. Der schmale Hals, der die Spitze mit dem Heitersberge verbindet, ist durch einen tiefen Graben durchschnitten. Oben auf dem kleinen mit einem Wall geschützten Plateau findet man auffallend viel Ocker, der durch Menschenhand dorthin gebracht worden ist. Es ist Eisenoxyd oder Eisenhydroxyd, Haematit oder Limonit, auch als „Rötel“ bekannt, rote oder gelbe Erde, die als Farbe benützt wird. Man findet ihn in den Pfahlbaustationen und in den eigenartigen Gräbern dieser

Zeit, in den sog. Hockergräbern, einer Art von Steinkisten, in denen die Toten in sitzender Stellung, mit fest an den Leib angeschlossenen Gliedern bestattet wurden. Der Ocker diente zur Bemalung des Körpers, wohl auch der Waffen. Dem Toten, dem alles mitgegeben wird, was er im Leben gebraucht hat, wird auch dieser unentbehrliche Stoff ins Grab gelegt, immer in der Nähe des Kopfes, also leicht erreichbar.

Eigentümliche Erdwälle zeigt die „Greppe“ bei Wettingen, drei etwa 100 Meter lange parallellaufende und, in rechtem Winkel dazu, je zwei 40 Meter lange Wälle, die an der Basis ungefähr zehn Meter breit und bis sechs Meter hoch sind. Da im Volke die Tradition bestand, es hätten in Kriegszeiten die Leute sich hieher geflüchtet, handelt es sich vielleicht um ein mittelalterliches Refugium. In der Nähe fand man zahlreiche Bronzegegenstände, so ein gebogenes Messer, das mit andern Fundstücken ins Ausland verkauft wurde.

Ob einzelne dieser vorgeschichtlichen Burgen schon dauernd bewohnt waren, also Vorläufer der mittelalterlichen Ritterburgen waren, ist nicht ausgeschlossen.

Rätselhafte Erscheinungen sind die sog. Schalensteine, bei uns gewöhnlich erratische Blöcke mit regelmäßigen schalenförmigen Vertiefungen. Ein solcher war früher beim Altenburg zwischen Baden und Wettingen zu sehen. In den Walliser Alpen gibt es besonders viele und sehr merkwürdige. Man nimmt an, daß sie zum Kulte, zu Opferhandlungen gedient haben; einzelne mögen auch Getreidemühlen gewesen sein.

Am Ende der jüngern Steinzeit kommt die Kenntnis der Metalle, zuerst des Kupfers, das man zu Werkzeugen verwendet. Doch erweist sich dieses Metall als zu weich und zu Werkzeugen nicht geeignet; es ist nicht imstande einen Kulturfortschritt herbeizuführen, kann höchstens als Schmuck gebraucht werden. — In Killwangen hat man ein einfaches Kupferbeil gefunden, das ins Landesmuseum nach Zürich kam; ein anderes stammt aus Ehrendingen.

Was das Kupfer nicht vermochte, brachte die Bronze zu stande, eine Mischung von Kupfer und Zinn, die hart und leicht schmelzbar, für Werkzeuge geeignet und doch leicht zu

bearbeiten ist, was in diesen frühen Zeiten naturgemäß sehr in Betracht fällt. Man bekam die Bronze zuerst von auswärts, lernte dann aber selbst den Bronzezug in verschiedenen Formen. Zuerst hatte man eine Bronze mit einem geringen Zusatz von dem seltenen Zinn; dann kam man auf das beste Verhältnis von 90 : 10 % oder 88 : 12 %, was die sog. klassische, eine prächtig goldglänzende Bronze ergab. Später ersetzte man das Zinn zum Teil durch Blei; die Bleibronze ist weicher, hämmerbar und wurde gern zu Schwertscheiden gebraucht. Im Boden überzieht sie sich mit schöner grüner Patina.

Aus Bronze stellt man Arte her: zuerst flache Beile mit breiter Klinge, ähnlich den Steinbeilen, dann solche mit schwach erhabenen Rändern zur bessern Befestigung des Schaftes; diese Ränder wachsen weiter zu Lappen aus, und diese schließen sich zuletzt zu einer Röhre zusammen, in welche der Schaft, ein Stück Holz mit einem Astansatz, eingesteckt wird. So folgen aufeinander Flachbeil, Randbeil, Lappenbeil und Düllenbeil. — Die Messer fallen durch ihre schön geschweifte Form und ihre Verzierungen auf. Es gibt Rasiermesser, Meißel, Sichel mit sehr bequemen Holzgriffen, Hämmer und Lanzenspitzen. Neu erscheinen jetzt Schwerter, die sehr selten, meist klein und zierlich sind. Man findet Pferdegeschirr und Reste von Wagen. Es gibt jetzt also neben den bisher einzig benützten Wasserwegen auch Landwege, was für den Verkehr große Umwälzungen zur Folge haben mußte. — Sehr häufig sind die Schmucksachen, für welche die Bronze sehr geeignet ist; es gibt Ringe für die Ohren und Finger, Spangen für die Arme, Bronzerädchen mit Radkreuzen, die in Reihen auf Gürtel und Kleider genäht wurden, Nadeln mit verschiedenen Köpfen, bisweilen mit sehr großen hohlen Köpfen, sog. Mohnkopfnadeln, die in einem Kranz angeordnet im Haar getragen wurden.

Unsere Gegend hat schon manche schöne Bronzefunde geliefert, so Ennetbaden eine Lappenart; eine solche wurde 1920 in Rillwangen in der Limmat bei der Fähre gefunden. In Unter-Siggenthal beim Stroppel fand man ein Schwert, das 67 Centimeter lang war, in der Untern Aue Ringe und Spangen, eine Lanzenspitze. Auch Vogelsang bei Turgi lieferte ein Bronze-

schwert; Mellingen ein schönes Messer aus der Allmend. Häufig gab es Funde von Äxten, Messern und andern Dingen in Wettingen. Eine sehr reiche Fundstätte ist Zürich. Zur Zeit, da die Stadt Rom gegründet wurde, bestanden dort mehrere Ansiedlungen, die in lebhaftem Handelsverkehre mit Italien standen, und von dort viele Luxusprodukte bezogen.

Die Bronzezeit bringt die in der jüngern Steinzeit entstandene Kultur zur höchsten Entwicklung, wozu die sehr günstigen Klimaverhältnisse gewiß sehr viel beitrugen. Die Menschen dringen jetzt in alle Alpentäler vor und benützen auch, wie die zahlreichen Paßfunde beweisen, fast alle spätern Alpenübergänge. Jetzt entsteht im Engadin die eingangs erwähnte Quellenfassung. — Die Tierwelt zeigt den Edelhirsch, den Elch, ein großes hirschartiges Tier mit schaufelförmigem Geweih, zwei Wildrinder: Ur und Wisent, das Reh, das Wildschwein. Bei den Haustieren gibt es bereits verschiedene Rassen, beim Rind z. B. mindestens drei; neu erscheint jetzt das Pferd. — In der Pflanzenwelt überwiegen weitaus die Laubbölzer; häufig ist die Eibe, deren zähes Holz Urthelme und Gefäße lieferte. Bereits ist die Rebe vorhanden, die später verschwindet und erst in der römischen Zeit wieder vorkommt.

Die Bronzezeit erlaubt den Anschluß an die eigentliche Geschichte und damit eine sichere Datierung. Die Bronze findet um das Jahr 1800 vor Christus bei uns Eingang, ist lange Zeit noch spärlich vorhanden, die Steinwerkzeuge sind noch in der Ueberzahl, bis die Bronze ums Jahr 1200 zur vollen Herrschaft gelangt und sie bis zum Jahre 800 behauptet.

Mächtig greift in die Kulturentwicklung die Verwendung des Eisens ein, dessen Vorzug darin besteht, dehnbar und hämmerbar zu sein. Damit kommt die Eisenzeit, die wieder zwei sehr scharf geschiedene Perioden zeigt. Wir kennen eine ältere Eisenzeit, deren charakteristische Kultur zuerst in einem berühmten Fundort in Oesterreich, in Hallstatt, wo man schon in sehr frühen Zeiten Salz gewonnen hat, zu Tage trat.

Jetzt erscheinen Eisenschwerter, Dolche, Helme, Äxte mit transversalem Loch für den Halm. Die Waffen sind aber auffallend selten. Dafür gibt es einen ungemeinen Reichtum an

Schmuckfachen aus Bronze und Gold, das damals häufiger, also billiger war als Silber: Gürtelbleche und Schmuckgehänge bestehen aus Gold, Tonnenarmwülste, manschettenartige Gegenstände, die wohl von den Frauen getragen wurden, aus Bronze. Sehr zahlreich sind die Fibeln, die, unsern Sicherheitsnadeln ähnlich, die Gewänder zusammenhalten mußten. Als ein besonders wichtiges Schmuckstück zeigen sie eine Fülle von Formen, sind oft sehr groß, wechseln ihre Form regelmäßig, waren also Gegenstand einer ausgesprochenen Mode und dienen uns so auch zur genauern Datierung der Funde innerhalb der Periode. Einige der vielen Namen, mit denen man diese Fibeln bezeichnet, mögen ihre Mannigfaltigkeit andeuten: in der Bronzezeit hatte man die hochgewölbte „Bogensfibel“, die Fibel mit dem dicken, gekerbten Bogen, die „Fibula a grandi coste“; jetzt hat man die Brillenfibel, die Rahn-, Pauken- und Tiersfibel, die Schlangenfibel u. a.

Die Hallstattkultur, die Kultur eines reichen und friedlichen Bauernvolkes, hat ihren Ursprung und Hauptsitz im Osten, ist in der Ostschweiz stärker vertreten als in der Westschweiz. Ihre Träger sind rätisch-illyrische Völker. Wichtig wird jetzt eine Klimaverschlechterung; die Niederschläge vermehren sich allmählig, die Flüsse werden wasserreicher, der Spiegel der Seen hebt sich und zwingt die Menschen ihre bisherigen Pfahlbauten an den alten Seeufern, die jetzt vom Wasser überflutet werden, aufzugeben und sich landeinwärts an höhern Stellen anzusiedeln. Die Niederlassungen in den Alpen werden ganz verlassen; die Gebiete an Rhein und Donau, die in der Bronzezeit ganz steppenartig und für den Ackerbau ungeeignet gewesen waren, werden jetzt wieder sehr begehrtes Land. Damit hängen die großen Völkerbewegungen zusammen, die zu Beginn der Eisenzeit durch ganz Europa gehen und sich am Mittelmeer in der dorischen Wanderung bemerkbar machen.

Die Kultur ist uns meistens nicht aus den jetzt einzig vorhandenen Landansiedelungen, die wohl alle unter heutigen Ortschaften liegen, bekannt geworden, sondern aus Grabfunden, die freilich auffällig genug sind. — Man verbrannte die Toten

an der Stelle ihrer spätern Grabstätte auf einem Scheiterhaufen; Asche und Knochenreste werden in einer schönen buntfarbigen Urne gesammelt; in andern überaus kunstvollen Gefäßen mit sehr breiten, weit ausladenden Formen und kurzem, kaum kenntlichen Halse, in Schüsseln und kleineren Tassen werden Speisen und Früchte aller Art hinzugegeben. Über diesem eigentlichen Grab wird ein Steingewölbe errichtet und darauf türmte man einen hohen Grabhügel, wobei die ganze Dorfgemeinde mithalf. Scherben von Gefäßen, die man in den Hügeln findet, die sich nicht zusammensetzen lassen, rühren offenbar von einem Totenmahle her, an dessen Schluß die gebrauchten Gefäße zertrümmert wurden. Es gibt kleine Grabhügel mit einem Durchmesser von zwei Meter und einer Höhe von einem halben Meter — ursprünglich waren sie höher — und solche mit vielen Metern in Durchmesser und Höhe. Auf dem Grabhügel war innerhalb eines Steinfranzes eine Steinsäule oder ein Holzpfehl errichtet. Solche Grabdenkmäler hat Tacitus im Auge, wenn er in seiner Germania berichtet, man finde im Grenzgebiet zwischen Germanien und Rätien monumenta et tumuli. — Oft gibt es große Gräberfelder, meist auf erhöhten Terrassen; so finden sich im „Bärhau“ bei Unter-Lunkhofen über 60 solcher Hügel beieinander, von denen einige eine Breite von 20 Meter und eine Höhe von 5 Meter haben. Ähnliche Gräberfelder kommen im Hochbühlwald bei Wohlen, bei Fahrwangen und Sarmenstorf vor; zu einem solchen im „Iberig“ bei Unter-Siggenthal führt ein System von Hohlwegen ähnlich wie im Bärhau. Bei Fislisbach fand man in Grabhügeln an der alten Straße gegen Mellingen Skelette mit Waffen und Schmuck, zwischen der Sommerhalde und dem Bahnhof Dätwil ein Kistengrab. Es gibt auf dem Gebenstorfer Horn, in Würenlos, in Rünten solche Hügel; ein besonders auffälliger auf der Allmend in Unter-Verikon heißt der „Heidenhübel“. Der Ödlisberg bei Birmenstorf, ein mächtiger Grabhügel, den man im Mittelalter als Refugium benützte, wird im Jahre 1665 der „verworfenne Böhel“ genannt. Man fand darin zwei Skelette, eines davon in einer Steinkiste. Von dem gleichen Ort stammen wahrscheinlich die im Jahre 1860

entdeckten Reste eines Wagengrabes, die jetzt im Landesmuseum liegen. Es sind Stücke vom Pferdegeschirr mit Riemenzierknöpfen und zahlreichen Bronzeringen, ein Glöcklein aus Bronze, viele gebuckelte und durchbrochene Bronzeplatten, die die Seitenwände des Wagenkastens schmückten, der auf vier Rädern ruhte. Innerhalb des Kastens stand ein hoher Thronstuhl, der mit dem Wagengestell fest verbunden war. Da Waffen und Frauenschmuck vollständig fehlen, kann es sich nicht um das Grab eines Kriegers oder einer Fürstin handeln, sondern es muß das Grab eines hohen Priesters sein, der mit seinem prunkvollen Reise- oder Prozessionswagen bestattet wurde. — In einem Grab bei Altstetten fand man die Asche des Toten in einer prächtigen Goldschüssel, die auf einer Steinunterlage ruhte und mit einem irdenen Gefäße bedeckt war. Dieses Grab wurde im Jahre 1907 entdeckt und genau untersucht. Die Goldschüssel ist halbkugelförmig, in getriebener Arbeit; in den regelmäßigen dichten Buckelreihen sind Bilder ausgespart: unten ringsherum sieben Halbmonde, in einem Kreise darüber sieben Tierfiguren und in einer obersten Zone je vier Sonnenscheiben und Mondbilder. Es sind also Sonne, Mond und Planeten und Opfertiere dargestellt, was auf einen Gestirnkultus hinzudeuten scheint.

Während die ältere Eisenzeit allmählig aus der Bronzezeit herauswächst und in vielem mit ihr übereinstimmt, zeigt die jüngere Eisenzeit, die nach einem Fundort am untern Ende des Neuenburgersees als La Tène-Zeit bezeichnet wird, einen schroffen Übergang. — Diese Kultur, die bei uns von 400 bis 100 vor Christus herrscht, hat ihren Sitz im Westen und ihre Träger sind die Kelten; sie steht namentlich an ihrem Anfang sehr stark unter griechischem Einfluß, der sich von der griechischen Stadt Massilia, dem heutigen Marseille, aus geltend macht.

Diese Periode leitet in die geschichtliche Zeit über. Jetzt müssen die Ergebnisse der Ausgrabungen mit den geschichtlichen Nachrichten, die uns Griechen und Römer überliefert haben, vereinigt werden und zusammen ein anschauliches Kulturbild ergeben.

Der Hauptfundort, La Tène, der zu Beginn der Forschungen 80 Centimeter unter Wasser lag, jetzt durch die Jura-

gewässerkorrektur, die den Spiegel des Neuenburgersees um zwei Meter gesenkt hat, wie zur Zeit seiner Entstehung im Trockenen liegt, ergab sehr viele Waffen, Schwerter und Lanzen, in ganzen Bündeln, so daß man annimmt, es habe hier ein eigentliches Waffenlager bestanden, in dem die im erzeichen Jura geschmiedeten Schwerter zusammenkamen. Daneben gab es Werkstätten von Schmieden und Wagnern, man fand auch ganze Schilde, Sensen, Schafsheeren und Sattlerwerkzeug. Die ganze Kultur ist durch Waffenfunde ausgezeichnet, während die Schmucksachen zurücktreten; das bildet einen starken Gegensatz zur Hallstattzeit. Die Funde zeigen überall, daß wir es jetzt mit sehr kriegerischen Völkern zu tun haben; und dazu stimmt das, was Caesar von den Galliern, speziell von den Helvetiern berichtet, sehr gut.

Ums Jahr 400 vor Christus tritt eine gewaltige kriegerische Ausbreitung der Kelten ein, deren älteste bekannte Wohnsitze am mittleren Rhein und im Nordwesten Frankreichs waren. Im Jahre 387 stehen sie vor Rom, erobern und verbrennen die Stadt; im Osten erscheinen im Jahre 279 keltische Heerhaufen vor dem Nationalheiligtum der Griechen, vor Delphi; um das Jahr 240 gründen sie in Kleinasien ein eigenes Reich: Galatien. — Die Helvetier wohnen ums Jahr 400 am untern Neckar, wo sie ein reges Kulturleben entwickeln. Auf dem Heiligenberg bei Heidelberg haben sie ihren gewaltigen Ringwall errichtet, der den Eingang ins Neckartal sicherte und in Zeiten der Gefahr den größten Teil des Stammes samt seiner Habe aufnehmen konnte. Nach den Aufzeichnungen der alten Schriftsteller, des Griechen Ptolemäus, wohnen sie im Jahre 113 vor Christus immer noch im Gebiete zwischen Rhein, Main und Schwäbischer Alb. Darnach wären sie also erst ums Jahr 100 in die Schweiz eingedrungen. Doch scheint es, daß sie schon früher, seit dem Jahre 300 einen großen Teil der Schweiz besiedelt haben und die Träger der Latene-kultur in unserm Land gewesen sind. Sicher nachgewiesen sind keltische Stämme im Unterwallis und am Genfersee; die Tiguriner, vermutlich der Hauptstamm der Helvetier, wohnten um Aventikum, die Rauracher um Basel, westlich vom Neuen-

burgersee waren die Sequaner und im östlichen Frankreich die Häduer. Sehr wahrscheinlich gibt es in den Alpen bereits Germanen, so im Oberwallis die Tulinger und Ueberer.

Die meisten Funde verdanken wir auch in dieser Zeit den Gräbern, deren viele Hunderte im Westen und Norden unseres Landes aufgedeckt worden sind. Keinen Eingang hat die Latenekultur in der Inner- und Südostschweiz gefunden, wo ein rätisch-illyrisches Volk mit geschlossener eigener Kultur wohnte. Die Latenegräber sind, wiederum in einem ausgesprochenen Gegensatz zur Hallstattkultur, immer Flachgräber mit Totenbestattung. Die Verbrennung der Leichen ist durch die Kelten völlig verdrängt worden. Dem Toten gibt man alles Nötige mit ins Grab, das ist nun Schwert, Lanze und Schild, und wenige Fibeln. Die Frauengräber enthalten mehr Schmuck, z. B. Halsringe, torques, aus Eisen oder Bronze, selten aus Gold; später sind diese Halsringe eine Auszeichnung der tapfern Krieger. Die Frauen tragen auch an den Füßen, die mit niedern Sandalen bekleidet sind, hohle Fußringe, die unter dem kurzen Gewande sichtbar werden. Die Gewänder sind zusammengehalten durch Fibeln, um die Hüfte legt sich eine silberne oder bronzene Gürtelfette. — Sonderbare Fundstücke sind die gallischen Rauchpfeifen, die bei uns nur in römischen Ruinen bis jetzt zum Vorschein kamen, kurze Pfeifen, in denen getrocknete Heilkräuter, z. B. Lavendel, zu medizinischen Zwecken geraucht wurden. — Latenegräber finden sich in unserer Nähe, z. B. in Mandach und Billmergen.

Die Hallstattleute hatten das Berg- und Hügelland bewohnt; mit der zunehmend kalten und feuchten Witterung dringt der Wald, jetzt Nadelholzwald, immer mehr vor und zwingt die Kelten vorzugsweise die Ebenen zu besiedeln. Gerne legte man an Flußübergängen und Straßenkreuzungen befestigte Plätze an, während kleinere Dörfer über das ganze Land verbreitet waren. Caesar berichtet, daß die Helvetier bei ihrem Auszuge im Jahre 58 vor Christus 12 Städte, oppida, 400 Dörfer, vici, und viele Einzelhöfe, aedificia, hatten, die sie sämtlich niederbrannten, um jede Hoffnung auf Rückkehr zu ersticken und so alle zur höchsten Tapferkeit anzu-spornen. Bese-

stigte Flußübergänge werden keltisch mit Namen auf — durum — oder — dunum bezeichnet; wir können an den Ortsnamen die alten keltischen Ansiedlungen deshalb erkennen: Noviodunum (Nyon), Octodurum (Martigny), Eburodunum (Yverdon), Minnodunum (Moudon), Salodurum, Vitodurum, Dunum (Thun), und Magidunum (Magden) im Aargau. Viele solche Orte sind jetzt auch durch Ausgrabungen bekannt geworden. Außer La Tène ist Aventicum sicher eine gallische Siedelung; der Name rührt von einer Quell-Gotttheit, der dea Aventia, her. Weitere keltische Stationen sind Petinesca, Peterlingen, und das Oppidum auf der Engehalbinsel bei Bern, dessen Name uns nicht bekannt ist, wo man aber viele Ruinen und ein Heiligtum der dea Artio, der Bärengöttin, gefunden hat. Von Solothurn kennen wir den alten gallischen Namen, wissen auch, daß dort die Pferddegöttin, die Epona, verehrt wurde; Kunde gibt es aber außer einigen Münzen nicht. Vindonissa war ebenfalls ein keltisches Oppidum: Im Jahre 1910 fand man dort auf der „Breite“ den tiefen und breiten „Keltengraben“, der quer über das Plateau läuft und es von der Aare bis zur Reuß gegen Westen abschloß, wodurch auf dem Kirchhügel von Windisch mit seinen steilen Rändern ein Oppidum geschaffen war. — Interessant sind zwei raurachische Siedlungen bei Basel, die eine auf dem Münsterplatz, die andere eine halbe Stunde rheinabwärts bei der Gasfabrik, wo man bei der Erstellung eines neuen Gasbehälters innerhalb einer ungefähr rechteckigen Umwallung 50 Wohngruben aufdeckte, die sich mit ihrem dunkleren Inhalt vom übrigen hellergefärbtem Riesboden auffällig abhoben. Es waren runde oder elliptische Gruben mit einem Durchmesser von drei Meter. Die meisten hatten senkrechte Wände, die mit Holzgeflecht und Lehm verkleidet waren; einzelne zeigten einen schalenförmigen Querschnitt. Über den Gruben erhoben sich die kegelförmigen mit Stroh oder Schilf gedeckten Dächer. In den Gruben fand man Feuerstellen und viel Töpfergeschirr, schön bemalte Gefäße und mächtige Tonnengefäße. Unter den Haustieren gibt es jetzt zum erstenmal auch Geflügel, das Haushuhn. Diese Ansiedlung wurde nach dem Auszug der Helvetier, denen sich die Rauracher angeschlossen hatten, nicht

wieder aufgebaut, während das Oppidum auf dem Münsterplatz in der römischen Zeit weiter bestand. — Solche Wohngruben, die von den charakteristischen runden Hütten der Kelten herkommen, können überall gefunden werden, soweit die Latenekultur reichte; man hat sie z. B. im Wehntal auch gefunden. Meist werden oder wurden sie aber nicht beachtet. — Auch auf dem Lindenhof in Zürich ist ein keltisches Oppidum nachgewiesen.

Und in unserm Limmatthale? Gab es da vielleicht auch ein Oppidum? War Baden mit seinen Heilquellen befestigt? Wie viele von den 400 Dörfern der Helvetier lagen hier? — Daß Baden vor der römischen Zeit besiedelt und viel besucht war, ist durch keltische Münzen sichergestellt, die hier auftauchen: man fand wiederholt Sequanermünzen, auch eine Häduermünze. Daß es sich da nicht um vereinzelte zufällige Erscheinungen handelt, ergibt sich daraus, daß in Windisch, Zurzach, Klingnau, Leuggern auch solche vorrömischen Münzen gefunden wurden. An letztem Orte fand man zwei Goldphilipper; das waren ursprünglich makedonische Münzen aus der Zeit des Königs Philipp, sie wurden später auswärts nachgeprägt. Unsere Stücke stammen wohl aus Massilia. Doch haben die Helvetier auch eigenes Geld gehabt, selber Münzen geprägt. Münzstätte war Aventicum, wo ein gallischer Prägestempel erhalten geblieben ist. Vielleicht gab es auch in Zürich eine Münzstätte; man entdeckte da einmal mehrere große Klumpen von halb zusammengeschmolzenen Potinmünzen. Aus Potin, einer Mischung von Kupfer, Zinn und Blei, bestanden wohl die helvetischen Scheidemünzen. Die Münzen zeigen Bilder, einen Kopf, ein Doppelgespann oder das gallische gehörnte Pferd, das Einhorn. Dazu kommen Umschriften. Caesar berichtet, daß er im Lager der Helvetier Verzeichnisse der Ausgewanderten fand, die mit griechischen Buchstaben geschrieben waren. Die Gallier kannten also die Schrift und waren im Begriffe, in die Reihe der zivilisierten Völker einzutreten, als das mächtigste Volk des Altertums sie unterwarf und ihrer weitem selbständigen Entwicklung ein Ende setzte.

* * *

Die Sammlungen im Landvogteischlosse, die für die römische Zeit so reichhaltig sind, enthalten für die Vorgeschichte nur sehr spärliche Funde, sodaß aus ihnen niemandem eine Ahnung aufsteigen könnte, wie viele Jahrhunderte diese Vorzeit umfaßt und welch wechselvolle Schicksale sie Menschen und Völkern gebracht hat. Von den vielen Funden im Limmattale wurden die meisten nach auswärts verkauft und sind zum Teil völlig verschwunden; jedenfalls sind sie für die Wissenschaft verloren. Das ist sehr schade; diese Gegenstände würden natürlich da den größten Wert haben, wo sie gefunden worden sind, während sie in den großen Sammlungen auswärtiger Museen unter der großen Menge gleichartiger oft ganz verschwinden. Im Aargau, der historisch ein sehr reiches und dankbares Gebiet bildet, findet heute die urgeschichtliche Forschung die eifrigste Pflege. Es sind hiesür eine Reihe besonderer Vereinigungen in Zurzach, im Fritztal, im Seetal, in Wohlen entstanden, die mit schönen Erfolgen arbeiten. Es ist anzunehmen, daß man auch bei uns dieser Forschung größere Aufmerksamkeit schenke und namentlich dafür Sorge, daß Funde, die immer wieder gemacht werden können, sachkundig behandelt und wissenschaftlich vollständig ausgenützt werden.

Das Naturalien-Kabinett der Bezirksschule Baden.

Jean Frei.

A. Eduard Heinrich Landolt und seine Schenkung, die Insekten-Sammlung.

Wer die wunderbare Insektensammlung unserer Bezirksschule, namentlich die Abteilung der tropischen Schmetterlinge, sieht, fragt erstaunt: „Wie kommt Baden in den Besitz einer solchen Sammlung, um die sie eine Hochschule beneiden dürfte, und wer ist der hochherzige Geber?“

Wenn man von Baden nach Zürich fährt und gegen die Station Schlieren zu den Blick gegen die östliche Talwand